



## Der Preis der Himbeere

*Warum müssen wir im Winter auch unbedingt Waldbeeren essen? Und was das für die Bauern in Südportugal bedeutet.*

Von Fabian Federl, Das Magazin, 16.04.2022

Der Bauer José Monchiqueiro ist ein kleiner Mann von 72 Jahren mit ledriger Haut und breitem Nacken. Er trägt schwere Schuhe, seine Hosen sind staubig und sein Arm ist geschwollen, der Bulle hat ihn mit dem Huf gestoßen. Monchiqueiro redet gerne in Sprichwörtern und noch lieber lacht er über seine eigenen Witze. Sein Hof liegt an der Landstraße zwischen der milden Ebene der Costa Vicentina am Atlantik und dem rauen Hügelland des Alentejo im Südwesten Portugals. Er und seine Frau leben seit 50 Jahren hier oben in den Hügeln. Schon immer wirft der Bauernhof nur ganz knapp ab, was sie zum Leben brauchen.

„Wer nicht trinkt, wird durstig“, sagt José Monchiqueiro und führt uns an seinem Gehöft vorbei einen Hügel hinauf. „Und wer zu lang durstig ist, der stirbt.“ Wir laufen vorbei an selbstgezimmerten Ställen, aus denen Grunzen und Schnaufen tönt, auf einer Weide stehen ein Dutzend Kühe, sieben Kälber schauen neugierig über den Zaun. In den Trögen schimmern Wasserpfützen. Die Feigenbäume am Feldrand sind verdorrt, die Zitronen grün geblieben und die Orangen braun geworden. „Alles trocken“, sagt Monchiqueiro, „alles tot.“



Wann hat es denn das letzte Mal geregnet? Monchiqueiro hält sich den Bauch vor Lachen, als hätte ich mir einen köstlichen Scherz erlaubt. Es ist Ende September 2021 und im Alentejo, im Süden Portugals ist seit fast einem Jahr kein Regen gefallen. Monchiqueiro winkt mich zu einem Wasserrohr mit einem Sperrventil, das aus dem krustigen Boden ragt. “Nicht anfassen”, sagt er. “Dreh ich das auf, bin ich schnell bankrott.”

Das Wasserrohr führt zu einem Kanal, der wiederum gespeist wird vom Santa-Clara-See, einem von einem Dutzend Stauseen im portugiesischen Hinterland. Er ist Lebensgrundlage und Stolz der Region. Ein ausgedehntes System von Kanälen bringt das Wasser aus dem See, wohin es gebraucht wird. Eigentlich braucht es auch José Monchiquerio. Nur dass das Wasser jetzt viel zu knapp und viel zu teuer geworden ist. Weil es nicht regnet und weil andere weiter unten in der Ebene zu viel davon verbrauchen.

Ein Rauschen kommt von der Landstraße, keine 30 Meter von der Kuhweide entfernt, ein Konvoi aus LKW rast vorbei. “Himbeeren”, sagt Monchiqueiro, Dutzende LKW voll beladen mit Himbeeren auf dem Weg zum Flughafen von Faro. “Ich muss hier mein Land vertrocknen lassen”, sagt er, “wegen – vergeben Sie mir bitte – dieser gottverdammten Himbeeren.” Der Himbeeren, die für das US-Unternehmen Driscoll’s angebaut werden.

Im Alentejo stellt sich, so wie etwa auch in den Obstanbaugebieten Kaliforniens, eine der zentralen Fragen der Gegenwart und auch der nahen Zukunft: Die Welt wird immer trockener – was, wenn das Wasser ausgeht? Wer bekommt den letzten Tropfen?



In den vergangen vier Jahren hat sich die Costa Vicentina verwandelt wie wohl keine andere Region in Portugal. Seit Driscoll's in die Region kam. Die heißen Sommer und milden Winter an der Atlantikküste erinnern an das Klima in Kalifornien, wo Driscoll's schon seit Jahrzehnten als größter Beerenproduzent der Welt Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren anbaut. Seit 2016 operiert das Unternehmen auch im Alentejo. Aber anders als in den USA betätigt es sich hier nur als Franchise-Geber, liefert seinen Franchise-Nehmern vor Ort die Setzlinge für die extra gezüchteten Beersorten, vermietet Maschinen, übernimmt Transport, Vertrieb und Marketing. Das flache Land oberhalb der Steilküste scheint ideal für den Anbau von Beeren, die Verkehrsanbindung ist gut, das milde Klima in der Ebene perfekt. Und vor allem: Es gibt hier Wasser aus dem Santa-Clara-See.

Mit Driscoll's kamen Dutzende europäische Agrarfirmen, die als Franchise-Nehmer Hunderte von riesigen Plantagen anlegten, vor allem für den Anbau von Himbeeren. Sudoberry und The Summer Berry aus Großbritannien, Frutadivina aus den Niederlanden, französische, portugiesische und spanische Anbauer. Der EU-Strukturfonds subventioniert neue Farmen mit bis zu 65 Prozent der Investitionskosten. Im größten lokalen Anbauverband Lusomorango sind 49 Produzenten organisiert, die meist mehrere Plantagen betreiben, bis auf eine haben alle Verträge mit Driscoll's. Das Handelsvolumen liegt bei über 220 Millionen Euro, davon über 90 Prozent für den Export.

Staatspräsident Antonio Costa kam, um neue Unternehmen zu begrüßen, war bei der Eröffnung neuer Plantagen anwesend und versprach, die Beerenproduktion im Alentejo innerhalb von zehn Jahren um das Dreifache zu steigern. Rund 2000 Hektar an der Costa Vicentina werden von Beerenplantagen genutzt. Im vergangenen Jahr beschloss die portugiesische Regierung, eine "Begrenzung" der Fläche: Auf 40



Prozent der Küstenregion. Das sind aber noch immer knapp 6000 Hektar, de facto ist es damit erlaubt, die Kapazität hier zu verdreifachen.

Tatsächlich sah es zunächst so aus, als würden alle gewinnen. Die Agrarfirmen, die hier Beeren anbauen, ebenso wie die gesamte Region, eines der am dünnsten besiedelten und unterentwickeltesten Gebiete Europas, die nun neu belebt wurde.

Und: Nordeuropa bekommt so aus dem Alentejo zu jeder Jahreszeit billige Beeren. Bis vor wenigen Jahren kamen fast alle Beeren in europäischen Supermärkten aus beheizten und nur mit viel Geld zu betreibenden Anlagen in Großbritannien und den Niederlanden, entsprechend hoch waren die Preise. Driscoll's jedoch kann nun günstiger liefern. Das Unternehmen hat Verträge mit Rewe, mit der Migros, mit Lidl, mit Supermarktketten in fast allen europäischen Staaten.

Die Agrarfirmen verpacken die Beeren direkt vor Ort in Plastikschälchen mit dem Logo von Driscoll's, mehrmals täglich gehen Lieferungen an das riesige Logistikcenter am Rand der Kleinstadt Odemeira. Vor den Toren der Halle stehen Schlangen von Lastwagen aus Frankreich, Deutschland, der Schweiz. Jeden Nachmittag fahren die LKW los, um Beeren innerhalb von 48 Stunden in die Supermärkte zu liefern, 97 Prozent davon gehen nach Nordeuropa.

2021 war es unmöglich, eine Plantage, die an Driscoll's liefert, zu besuchen. Alle unsere Anfragen waren vergeblich. Aber 2019 war ich schon einmal in der Region. Damals fuhr ich mit einem Pickup durch die engen Gänge einer der Plantage der britischen Firma Hall Hunter, die einzige hier, die nicht für Driscoll's arbeitete (inzwischen wurde sie an The Summer Berry Company verkauft). 80 Hektar Fläche,



Hunderte so genannte Anbautunnels, also Reihen von Himbeersträuchern, über die durchsichtige Plastikplanen gespannt sind. Männer mit Atemschutzmasken wegen der ausgebrachten Spritzmittel und der Staubpartikel in der Luft liefen durch die Tunnel, schoben kleine Wägelchen mit Plastikschaalen vor sich her. Mit einem kleinen Gerät scannten sie vorsichtig die Sträucher, pickten schnell und präzise Früchte heraus, legten sie in Plastikschaalen, getrennt nach Reifegrad. War ein Wägelchen voll, wurde es an den Tunnelrand geschoben, in einen Anhänger. Einmal die Stunde wurde der Anhänger in ein Kühlhaus geschoben. Ein Techniker der Plantage zeigte mir die Sorten: Diamond Jubilee, pinkfarbene, feste Himbeeren, dann von einem anderen Strauch die Sorte Sapphire, die dunkler und feiner in der Struktur ist. Die Sommer- und Wintervariante hier. Wenige Stunden später lagen die Plastikschaalen im Supermarkt in Zürich, Berlin oder Amsterdam.

Auch die Beeren von Driscoll's gibt es heute vor allem Nord- und Mitteleuropa. Dort findet man sie in nahezu jedem Supermarkt. Die Verpackungen sind immer die Gleichen, das Rot-Gelbe Logo, darunter ein Sticker mit der Herkunft, Marokko, Spanien, oder eben Portugal. Die Migros schreibt uns: „In den aktuellen Monaten, also Dezember bis Februar, stammen die Himbeeren vorwiegend aus Spanien und Portugal.“ Bei Coop sind sie aus Spanien.

Denn inzwischen sind Konsumentinnen und Konsumenten daran gewohnt, jederzeit jede Art von Lebensmitteln angeboten zu bekommen. Papayas aus Brasilien, Avocados aus Südafrika, Äpfel aus Neuseeland, Spargel aus Chile im Dezember und Himbeeren eben nicht mehr nur im Sommer. Zumindest, wenn sie drei Franken für eine Schale bezahlen können.



“Während den letzten Jahren hat die Nachfrage nach Himbeeren in der Hauptsaison sowie in den Wintermonaten zugenommen”, schreibt uns die Migros weiter. “Es ist uns bewusst, dass es Menschen gibt, die den Import von Frischprodukten als unnötig einstufen. Für viele sind sie aber dennoch wichtig. Unsere Kundinnen und Kunden sollen persönlich entscheiden können, welche Produkte sie kaufen wollen und welche nicht.“ Und Coop: “Da wir eine ganzjährige Nachfrage nach Beeren verzeichnen, bieten wir auch Früchte und Gemüse an, die in der Schweiz noch nicht Saison haben.”

In den ersten Jahren lief im Alentejo tatsächlich alles bestens. Immer mehr Farmen siedelten sich an, immer mehr Verträge wurden geschlossen, auch das Wetter machte mit. Regen ließ die Flüsse anschwellen, die den Santa-Clara-Stausee füllten, und der lieferte genug Wasser für alle.

Der Santa-Clara-See mit seiner mächtigen Staumauer aus Beton gehört zu jenen Maßnahmen, die Portugals Diktator Antonio Salazar in den 1960er Jahren zur Förderung der Landwirtschaft realisieren ließ. Bis dahin war es in der Region nahezu unmöglich, das Land zu bewirtschaften. Vor allem oben in den Hügeln sind die Sommer zu lang und zu trocken, die Winter zu nass und kalt, sie brachten Überschwemmungen und Frost.

So ließ der Diktator überall im portugiesischen Hinterland Stauseen und Bewässerungsnetze anlegen, um die trockenen Sommer zu überdauern, und die Überschwemmungen der Winter zu bändigen. Der Santa-Clara-See, der fünf Kilometer vom Haus des Bauern José Monchiqueiros entfernt den Rio Mira zurückhält, war eines dieser Projekte. Aus ihm fließt das Wasser in den Hauptkanal,



der sich zwischen den Hügeln windet, immer wieder in Tunneln verschwindet, ein Rauschen verrät, wenn er in der Nähe ist. Schließlich verzweigt er sich in ein System von tausenden von Kilometern kleinerer Kanäle und Leitungsrohre. Unten an der Costa Vicentina, fünfzehn Kilometer vom See entfernt, wo die Landschaft ebener und der Blick auf den Atlantik frei wird, gibt es schließlich zwölf Verteilerposten, in denen die durchfließenden Wassermengen gemessen und verteilt werden, um die trockene Ebene, wo heute die Himbeerplantagen liegen, zu bewässern. Das Wasser des Santa-Clara-Sees erlaubte es der Region zu gedeihen. So wurde der Alentejo zur Kornkammer Portugals.

Nach dem Bau des Staudamms kamen Bauern auch aus anderen Regionen in die bis dahin verlassene Gegend. Mit staatlicher Förderung bauten sie Gemüse an, Kohl und Kartoffeln, Mais und Weizen, hielten Kühe und Schweine. Wie José Monchiqueiro, der mit seiner Frau Teresa seit 1970 hier ist. Gleich im ersten Winter hat der Regen seinen Besitz überschwemmt, inklusive Schweinestall. Das Wasser nährte den Boden bis in den Sommer hinein, es gab genügend Gras für seine zehn Kühe und die Kälber, Bohnen und Mais gedeihten mit minimaler zusätzlicher Bewässerung. Das Bauernhaus ist klein und eng, im Wohnzimmer hängt neben dutzenden Christus- und Marienbildnissen hängt eine aus Luftaufnahme des Gehöfts. Das Foto zeigt ein Haus im Grünen mit einem Teich. Aber neben dem Foto ist ein Fenster, durch das man im September 2021 nur trockenes Bauernland sieht und einen braunen Hügel. An dessen Fuß steht ein kleiner Betonblock, wie es sie hier überall gibt. Der Zugang zum Kanalsystem. Der Kanal verläuft hier unterirdisch. Unter Monchiquerios verdurstetem Land.

Denn als im Oktober 2020 der nasse portugiesische Winter beginnen sollte, blieb der Regen erstmals aus. Auch im November und Dezember kam er nicht. In der



Region um den Stausee hat es seitdem kein einziges Mal mehr geregnet. Der Santa-Clara-See ist heute nur noch eine Pfütze. Im September 2021 liegt sein Wasserstand 15 Meter unter der Marke, bei der das Wasser noch von selbst in die Ablaufrinne fließt. Rohre aus blauem Plastik ragen aus dem See, durch die das Wasser abgepumpt wird. Auf Google Maps erscheint an der entsprechenden Stelle der Karte noch ein großer blauer Fleck, blickt man jetzt auf den See, sieht man braun. Aber während der Rio Mira unterhalb des Sees nach rund zehn Metern im schlammigen Boden versickert und sich auf dutzenden Kilometern nur als nasser Streifen durch die Landschaft zieht, werden in den Bewässerungskanal, der bis hinunter an die Küste und zu den Himbeerplantagen führt, nach wie vor jede Sekunde tausende Liter Wasser gepumpt.

Und der Preis steigt. Wasser kostet heute das Fünffache von dem, was es 2019 kostete. Während die Himbeerplantagen das mit dem Geld ihren nordeuropäischen Kunden bezahlen können, sitzen die Subsistenzbauern auf ihren krustigen Äckern.

Vor zwei Jahren hat Monchiqueiro seinen zusätzlichen Wasserverbrauch erstmals verringern müssen, vor einem Jahr hat er ihn nahezu eingestellt und dieses Jahr fasst er den Hahn nicht an. Keiner seiner Nachbarn tut das. Keiner, den er kennt. Mit seinen dicken Stiefeln tritt er in den Boden, hackt mit dem Absatz ein Loch hinein, "trocken", sagt er, "trocken, trocken, trocken." Bis tief hinunter. Weil kein Gras mehr wächst, fressen die Kühe Trockenfutter und dazu müssen sie mehr trinken als sonst. Und weil sie mehr trinken müssen, hat Monchiqueiro kein Wasser für die Tomaten, den Salat, den Mais, den Weizen, den Schwingel, den Klee. Und weil er das nicht hat, hat er auch kein Futter für die Schweine, also fressen auch die Trockenfutter. Und so weiter. "Das Leben der Armen ist teuer", sagt Monchiqueiro. "Wer viel hat, kriegt viel. Wer wenig hat, kriegt nichts."





Keine fünf Minuten von Monchiqueiros Haus sprudelt das Wasser des Kanals aus einem Hügel heraus, der Boden rund herum ist feucht und alles ist dort saftig und grün. Der Kanal läuft unmittelbar an den ausgedörrten Feldern der Bauern entlang. In letzter Zeit war Monchiqueiro nur ein einziges Mal dort, um sich das anzusehen. Es war, sagt er, als schütte man vor den Augen eines Durstigen eine Flasche Wasser aus. Am oberen Ende seines Grundstücks, zehn Minuten zu Fuß, hat Monchiqueiro schon vor langer Zeit selbst einen kleinen Bewässerungsteich angelegt, der normalerweise vom Regen gefüllt wird. Doch es regnet nicht. Also musste er Wasser aus dem Kanal abzweigen, doch schnell war sein Kontingent erschöpft. Offiziell ist er berechtigt 4000 Liter abzapfen, für vier Cent den Liter. Werden es mehr, verfünffacht sich der Preis zunächst, und staffelt sich dann immer weiter. “Ich brauche mindestens 10.000 Liter, um den Boden zu bewirtschaften”, sagt er. “Das, was früher für’s Leben blieb, ginge heute ins Wasser.” Wenn er sich nicht entschlossen hätte, lieber alles verdorren zu lassen.

Monchiqueiro sitzt die Zeit ab. Bis der Regen endlich doch wieder kommt. “Ich bin alt”, sagt er, “ich warte auf das Ende”. Er macht eine Pause und lacht, als wäre das alles nicht furchtbar deprimierend. Wieviel müsste es denn regnen, damit sein Hof wieder etwas abwirft? “Das Wasser von drei Winter in einem einzigen”, sagt Monchiqueiro. Ich öffne die Wetter-App auf meinem Mobiltelefon, halte Monchiqueiro das Display hin: Morgen 90 Prozent Regenwahrscheinlichkeit! Monchiqueiro hält sich den runden Bauch, lacht herzlich und rasselnd. “Komm morgen wieder vorbei!”, sagt er, “du wirst schon sehen, ob es regnet.”

Derweil agieren sowohl der Staat als auch die Agrarunternehmen, als gäbe es Wasser im Überfluss. Auf den Plantagen laufen die Sprinkleranlagen, die Tag und Nacht die Beeren bewässern. An mehreren Stellen werden neue Parzellen geebnet und



für hunderte Anbautunnel vorbereitet. Der portugiesische Staat und die multinationalen Unternehmen sehen die Zukunft der alentejanischen Küste – de jure ein Naturschutzgebiet – als Europas Beerenfarm.

Bei Brejão, einem kleinen Dorf in der Ebene der Costa Vicentina, fährt ein Traktor mit einem angehängten Pflug über ein Feld aus nackter Erde mit einer Betonpylone in der Mitte. Ein sichtbares Zeichen dafür, dass es hier eine Verbindung zum Bewässerungssystem gibt. Noch ist der Acker trocken, am Rande der Fläche lagert verdorrtes Gestrüpp. Auf 600 Hektar Land entsteht hier die größte Himbeerplantage der Region.

Überall in dieser Gegend führen Staubstraßen auf unübersichtliche Gelände mit unzähligen Anbautunneln. Dort tropft es aus den Bewässerungsstäben an den Himbeersträuchern, es klingt wie ein sanfter Regen. An den Enden der Anbautunnels sind riesige Pfützen. In kleinen Kanälen vor den Anlagen, in denen wilde Pflanzen, Schilf und Gras wachsen, fließt das überschüssige Wasser ab in Richtung Meer. Nach Schätzungen der Lokalregierung gehen 60 Prozent des Wassers aus dem Santa-Clara-Sees am Ende ungenutzt in den Atlantik.

Dabei hat die Region von den Beerenplantagen letztlich äußerst wenig. Die Profite gehen größtenteils ins Ausland, vor Ort werden nur wenige ordentliche Arbeitsplätze geschaffen. Die Arbeiter hier kommen meist aus Nepal, aus Indien und aus Bangladesch und ackern zum Mindestlohn. Bürgermeister der umliegenden Städte beschwerten sich über das “Plastikmeer”, Hotelbetreiber sehen einen Rückgang des Tourismus in der Gegend wegen der Auswirkungen der Beerenwirtschaft.



Wenn Wasser knapp ist, dann hat beträchtliche Macht, wer dieses verteilt. Hier ist es die ABM, Associação dos Beneficiários do Rio Mira. Der „Verband der Begünstigten des Rio Mira“, also derjenigen, deren Ländereien an das Bewässerungssystem angeschlossen sind und von diesem profitieren.

Carla Lúcio, die Direktorin des Konsortiums, empfängt uns in einem Konferenzraum des Hauptquartiers mit Blick auf die Altstadt von Odemira. Sie wirkt nervös, in den vergangenen Monaten habe es auf ihren Verband viele mediale Attacken gegeben. Sie setzt sich, antwortet meist knapp. Einen Satz wiederholt sie immer wieder: “Niemandem hier wird das Wasser abgestellt!”

Der Verband wurde in den 90er Jahren gegründet, er sollte die Qualität des Wassers überwachen und dessen Verteilung organisieren, ebenso wie die Instandhaltung des Staudamms, der Kanäle und Leitungen. Jeder, der im Einzugsbereich des Bewässerungssystems Boden besitzt, ist automatisch Mitglied. 250 solcher „Begünstigter“ hat der Verband, laut Carla Lúcio nehmen rund 100 aktiv an den Gremiensitzungen teil. Ein erheblicher Teil davon sind Betreiber von Himbeer-, Erdbeer- und Brombeerplantagen.

Neben den beneficiários, den Landbesitzern mit direktem Wasseranschluss, gibt es die so genannten precários, das sind Leute wie José Monchiqueiro. Es sind diejenigen, die Pech hatten, weil ihr Land ein paar Meter links oder rechts vom offiziell eingezeichneten Bewässerungsnetz liegt. Sie bekommen nur Wasser, wenn es von den beneficiários übrig bleibt. Das ist so, seit es das Bewässerungssystem gibt. Es funktionierte, weil immer Wasser übrig blieb. Bis es aufhörte zu regnen.



1200 Hektar Bewässerungsfläche organisiert der Verband von Carla Lúcio. Pro Hektar steht jedem eine bestimmte Menge von Litern mit demselben Preis zu. „Regeln sind Regeln“, sagt Carla Lúcio, „und die sind für alle gleich.“ Dabei können die einen jedoch profitabler wirtschaften als die anderen und Agrarunternehmen können höhere Preise zahlen als Subsistenzbauern.

„Was sie auf den Böden anbauen, ist die Entscheidung der Bauern“, sagt Carla Lúcia. Ob Süßkartoffel, Mais oder eben Himbeeren. „Die Rechnung“, sagt sie, „muss jeder selbst machen.“ Nur dass Subsistenzbauern eben nicht das Geld für Investitionen haben, um ihre Betriebe profitabler zu machen. José Monchiqueiro etwa wird nie Himbeeren anbauen können. „Seine Entscheidung“, sagt Carla Lúcio.

Und: Für den Anbau von Himbeeren braucht es pro Hektar deutlich weniger Wasser als etwa für den Anbau von Mais. Das Problem mit den Himbeerplantagen ist also nicht, dass der Wasserverbrauch etwa pro Strauch besonders hoch ist. Vielmehr geht es um die riesige Größe dieser Anbauflächen: Je mehr Hektar ein Betrieb hat, desto mehr an billigem Wasser darf er verbrauchen. Kleinbauern mit nur einem Hektar Mais steht für ihre kleine Fläche wiederum nicht genug billiges Wasser zu, um den anspruchsvolleren Mais ausreichend zu bewässern. Sie müssen dann von ihrem niedrigen Einkommen auch noch die teureren Preise für zusätzliches Wasser bezahlen.

„Früher gab es klare Wellen der Fülle und der Leere“, sagt Clara Lúcio. „Jetzt ist es unvorhersehbar geworden.“ Der Klimawandel macht die Dürren länger, die Regenfälle intensiver. „Alle müssen effizienter werden“, sagt sie. Der Staudamm habe den Menschen erlaubt, über ihre Verhältnisse zu leben. „Vor dem Staudamm war es so: Wenn der Regen ausblieb, fiel die Ernte aus“, sagt sie. „Der Staudamm hat das Risiko



minimiert.” Und jetzt, wo eben nur noch genug für die einen, aber nicht für die anderen da ist, müssen die einen eben wieder mit diesem Risiko leben. Die Begünstigten aber, die bekommen Wasser. Bis zum letzten Tropfen. Böden, die innerhalb des Netzes liegen, kosten heute zehn Mal so viel wie die Böden direkt daneben. Weil jeder weiß, dass das Wasser ausgeht, und der letzte Tropfen aus dem Hahn eines beneficiários kommen wird, nicht eines precários.

Inzwischen gibt es Landwirte, die Schläuche in den Kanal hängen und Wasser herauspumpen. Im Juli 2021 wurde der Staudamm von lokalen Bauern und Aktivisten blockiert. Die Fassaden der Dörfer der Gegend sind mit Graffiti bemalt: “Wasser für alle!” Mit Wut im Gesicht sagt uns ein Bauer: "Wenn der Kanal zerstört würde, fließt kein Wasser mehr weg von uns – es würde mich nicht wundern, wenn das eines nachts passiert.” Erreicht würde die absolute Gleichheit. Kein Wasser für niemanden.

“Wir sind uns der Problematik ‚Wasser‘ in der Herstellung unserer Produkte bewusst”, schreibt uns die Migros. “Wir arbeiten gemeinsam mit dem WWF an einer Wasserstrategie der Migros und Massnahmen zur Verbesserung der Situation.”

Das Problem ist nicht neu. In Kalifornien gibt es schon länger jeden Sommer Wasserrationierungen für die Bevölkerung. Und in Huelva, an der spanisch-portugiesischen Grenze, ist das Wasser so knapp und teuer geworden, dass Beerenfarmen wieder abwandern. Unterdessen wächst das Geschäft mit Himbeeren in ganz Europa weiter. Offenbar wurde ein Bedürfnis geweckt, das zuvor keiner kannte: Mitten im Winter frische Himbeeren zu essen.



José Monchiqueiro steht in seiner Garage und lädt Wasserkanister auf seinen Pickup. Behältnisse für fünf Liter, für zehn. Alle zwei Wochen, sagt er, lade er rund hundert Kanister auf den Wagen, dann fährt er vom Hof und die Landstraße hinunter, denselben Weg, den die LKW mit den Himbeeren nehmen. Er fährt 45 Kilometer, bis in die Kleinstadt Monchique, dem Ort, in dem er geboren wurde. Dort im Zentrum, gibt es einen öffentlichen Brunnen. Er parkt dann seinen Pickup, setzt sich an den Brunnen und füllt die Kanister auf. Einen nach dem anderen, hunderte Liter. Es kostet ihn einen ganzen Nachmittag. Seit zwei Jahren mache er das, sagt er. Und seit diesem Jahr gebe es manchmal eine Schlange vor dem Brunnen.

Monchiqueiro beteiligt sich nicht am Streit. Er findet Lösungen. So sieht er das. Das lerne man als jemand, der in Armut lebt. “Im Haus ohne Brot”, sagt er, “da streiten alle und keiner hat recht.”